

# Ekel und Genie

**Essay** Werner Hechts Biografie über Bertolt Brecht zeigt einen wankelmütigen Helden.

Von Wolf Biermann

Dieser Dichter hat für mich das Kaliber von Shakespeare und Goethe und Villon, als Dramatiker fast sogar den Rang Georg Büchners. Lieben muss man dieses geniale Ekel. Anders ist er für unsereins nicht zu ertragen. Im Übrigen gilt auch für Bertolt Brecht sein eigener salopper Spruch: „Kein Mensch hält ewig, einige halten etwas länger.“

Brechts Beispiel hat mich 1956 verführt und bis heute geprägt. Ich selbst habe ihn nie getroffen. Aber kurz nach seinem Tod gab mir seine Frau, die Intendantin Helene Weigel, die Chance meines Lebens. Ich durfte von 1957 bis 1959 an Brechts Theater in Ostberlin lernen und arbeiten. Ohne die Mutter Courage des Berliner Ensembles hätte ich wahrscheinlich nie im Leben ein einziges Gedicht oder gar Lied geschrieben.

Der von den Nazis verjagte Dichter Brecht wollte nach dem Krieg seine Theaterstücke aus den Koffern des Exils endlich auf deutschen Bühnenbrettern ausprobieren. Aber eine Chance für sein Projekt bot ihm nicht Österreich, nicht die Schweiz oder die Bundesrepublik, sondern nur die DDR, damals noch SBZ, die Sowjetische Besatzungszone.

Also ging er mit Kind und Kegel und allen Manuskripten nach Ostberlin. Im Westen wurde er damals boykottiert und als Kommunist geächtet. Allerdings tobte zu dieser Zeit in Ostberlin selbst ein Krieg. Es war der Kleinkrieg zwischen dem avantgardistischen Theatermann aus der großen weiten Welt und den spießbürgerlichen Kulturbonzen im Parteiapparat. Die Parteiobere in Ostberlin waren, was Brecht betrifft, hin und her gerissen. Der Brecht galt ihnen als ein „Genosse ohne Parteibuch“. Die treuen Betonköpfe hielten ihn für einen bolschewistenden Hallodri, für einen bürgerlichen Bohemien, für einen westlich-dekadenten Formalisten und gefährlichen Jugendverführer. Stimmt ja auch: Auch mich hat sein Beispiel im allerbesten Sinne gestachelt.

Aber im Prestigeringen mit dem westdeutschen Klassenfeind um prominente Köpfe schluckten die Obergelassenen die giftige Kröte. Sie verfochten im innerdeutschen Klassenkampf gegen Adenauer ihren kommunistischen Anti-Alleinvertretungs-Anspruch. Im Grunde fanden sie den heimgekehrten Dramatiker zum Kotzen und hielten ihn für eine „konterrevolutionäre“ Gefahr.

In seiner kürzlich publizierten Biografie Bertolt Brechts zitiert der Theater- und Literaturwissenschaftler Werner Hecht, Jahrgang 1926, zu diesem Interessenkonflikt noch einmal die diplomatischen, dennoch wahren Worte der Helene Weigel, die sie ihm 1969 ins Tonband diktierte\*: „Sie haben's im Großen und Ganzen gelitten. Wir waren doch nicht ganz das, was sie wollten, aber sie wollten nicht verlieren, was sie mit uns hatten.“

Hecht – vulgo der „Brecht-Hecht“ – ist gewissermaßen das Faktotum der traditionsreichen Brecht-Familienfirma. Nach Brechts Tod war auch er ans Berliner Ensemble geraten und arbeitete unter den Fittichen



Brecht-Portrait von Rudolf Schlichter, um 1926

von Helene Weigel als Dramaturg. Er blieb bis 1974 beim Theater und wurde später zum Mitherausgeber der Brecht-Gesamtausgabe.

Über jedem DDR-Kindergarten stand geschrieben, über jeder NVA-Kaserne, jeder Ost-Uni, über jedem Volkseigenen Betrieb, also über dem ganzen „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ stand damals die Staatsräson: „Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen!“ Stalin und seine Nachfolger spielten eben Gott: Die Beute des Krieges sollte nach ihrem Ebenbild geformt werden.

Und dies galt auch für das neue Theater im Osten. „Stanislawski-Methode“ wurde im Kulturkampf das aufreizende Streitwort. Das sowjetische Stanislawski-Theater, also die „volkstümliche“ Schauspielkunst der „Einfühlung“, galt in der DDR als verbindliches Vorbild. Brecht fand das sowjetische Theater „tümlich“. Aus seiner Perspektive war die obligate Schauspielästhetik aus Moskau ein veraltetes, spielfestes, ein feudal-bourgeois, ja, ein reaktionäres Illusionstheater. Und er wehrte sich mit

den Waffen seiner moderneren Theorie und Bühnenpraxis des „Epischen Theaters“ gegen den Dogmatismus der devoten SED-Ideologen.

Von 1949 an, als eine Art Untermieter unterm Dach des Ostberliner Deutschen Theaters, des damaligen DDR-Staatstheaters, spielte Brecht fünf Jahre lang mit dem von ihm und Helene Weigel gegründeten Berliner Ensemble. Dann genehmigte die Partei dem erfolgreichen BE endlich ein eigenes Haus. Zufällig ergatterte Brecht das neubarocke Schiffbauerdamm-Theater aus dem 19. Jahrhundert, an dem 1928 der Regisseur Erich Engel Brechts „Dreigroschenoper“ uraufgeführt hatte.

Mit einigem Abstand gesehen (und auch von Brecht selber am Ende gelassener): Der Streit mit den Stanislawski-Anhängern stank nach „Religionsdisput“ – viel ideologische Eitelkeiten, eifernde Unkenntnis, wortreiche Rechthabereien um den einzig richtigen Theater-Glauben. Ja, „gestunken“, wie es bei Heinrich Heine heißt, haben sie beide. Im Grunde ging es gar nicht um irgendeine modernere Spielweise, sondern um die Wurscht oder mit Brecht um „die Kohle und das Erz und / Die Macht im Staat“. Und es ging um die uralten Schwierigkeiten beim Schreiben und Sagen gefährlicher Wahrheiten in einer Diktatur.

Werner Hecht liefert uns Lesern dazu eine kleine Kriegschronik der verdeckten Schlachten und sinistren Attacks, der innerparteilichen Scharmützel und terroristischen Überfälle. Ein lehrreiches Kapitel ist etwa die SED-Kampagne gegen die Aufführung der Brecht/Dessau-Oper „Das Verhör des Lukullus“ im Jahr 1951. Ein groteskes Kapitelchen ist die Attacke von Erich Honecker (damals noch Chef der FDJ) gegen Brechts Propagandakantate „Herrnburger Bericht“ 1951. Ein tragisches Hauptkapitel dagegen:

Hanns Eislers Desaster beim Versuch, „mit dem Volk auf Du und Du“ den Deutschen einen plebejischen Anti-Goethe-„Faust“ zu dichten und die kommunistische Nationaloper „Johann Faustus“ zu komponieren.



**Video: Bertolt Brecht im Vorkriegs-Berlin**

spiegel.de/app332014brecht oder in der App DER SPIEGEL

\* Werner Hecht: „Die Mühen der Ebenen. Brecht und die DDR“. Aufbau Verlag, Berlin; 368 Seiten; 29,99 Euro.

Dann ein für mich herzerreißendes Kapitel: Brecht und der Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953. Brechts tapferfeige Ergebnissadresse für Stalins Quisling Walter Ulbricht am 21. Juni 1953 im Zentralorgan der SED *Neues Deutschland* – und als Kontrapunkt, zugleich nur für die Schublade geschrieben, Brechts böses Spottgedicht auf Ulbricht & Co. mit der ungeheuerlichen Pointe: „Wäre es da / Nicht doch einfacher, die Regierung / Löste das Volk auf und / Wählte ein anderes?“

Hecht verwendet als Untertitel seines Buchs passend den Slogan aus des Dichters Epigramm „Wahrnehmung“, geschrieben im DDR-Gründungsjahr 1949: „Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns / Vor uns liegen die Mühen der Ebenen.“

So liefert Hechts Brecht-Buch ein lehrreiches Sittengemälde der frühen DDR, ein Panorama, das mich an Hieronymus Bosch erinnert, an all die surrealen Monster in dem Bild „Die Versuchungen des heiligen Antonius“. Nun also die Versuchungen des unheiligen Bert Brecht mit den realen Monstern aus der stalinistischen Hölle: Was trieb ihn? Was trieb ihn? War der Clinch eine Umarmung? War der taktische Opportunismus eine strategische Finte der Revolution? Feigheit, oder die List der Vernunft? Plebejischer formuliert: Kann man einem Drachen in den Arsch kriechen und ihm dabei von innen die Gedärme zerbeißen?

Das Brecht-Image, bei Kurzzeitgeistlern in Ost und West, ist verblichen. Manche haben seit dem Zusammenbruch des Weltkommunismus die Ikone des Kommunisten Brecht sogar zertrümmert. Ich nicht. Mich grämt diese Exkommunikation, denn der Dichter war keineswegs eine Kanaille der DDR-Diktatur.

Brecht stempelte korrumpierte Intellektuelle ab, die sich an die Herrschenden verkauft haben, mit dem Schand-Anagramm „TUI“ („Tellekt-Uell-In“). In seinem „Buch der Wendungen“ verfremdete Brecht die Dramatis Personae mit chinesisch kaschierten Decknamen und Kostümen. Brecht stellte die Bemäntel der Heuchelei bloß. Er spottete über die geistigen Speichellecker des Fürsten, entlarvte die gekauften Apologeten als „Weißwäscher“.

**A**ls einen „TUI“ beschimpfen allerdings immer wütender auch viele Nachgeborene den Dichter selbst. Kein Wunder: Ein Jahr nach Stalins Tod, 1954, strafte die Götter den Brecht mit dem sowjetischen „Stalin-Friedenspreis“. Und unser Meister war so dummschlau, ihn anzunehmen.

Mein vertrauter Arzt in Ostberlin, der Internist Georg Tsouloukidse, betrieb eine Praxis am Schiffbauerdamm. Dieser zuverlässige Freund „Goggi“ hatte Brecht gelegentlich ambulant medizinisch betreut. Und er behauptete später steif und fest, dass der bei korrekter medizinischer Behandlung und Pflege leicht noch zwanzig Jahre auf Erden hätte weitermachen können.

Ich bilde mir seit ewig ein zu wissen, warum dieser Brecht 1956, statt sich ins Bett zu legen, dermaßen selbstmörderisch weiter am Theater arbeitete. Das vermute ich: Er hatte damals das Leben als kommunistischer Prediger satt.

Im welthistorischen Sinne „Schuld daran“ war der neue Parteichef im Kreml. Im Februar dieses Jahres 1956 brach mal wieder eine neue Zeitenwende über uns herein. Auf dem XX. Parteitag der KPdSU wagte der stalinistische Anti-Stalinist Chruschtschow eine Art Staatsstreich. Der sowjetische Skinhead hielt eine Geheimrede über die monströsen Menschheitsverbrechen der Stalinzeit.

Diese grauenhaften Wahrheiten über das gelobte Land des Kommunismus blieben nicht geheim. Millionen schuldloser Sowjetbürger, grauenhaft bevorzugt jüdische Kommunisten, waren unter Stalin von ihren Genossen ermordet worden in den Folterfabriken des KGB. Mehr als sechs von zehn deutschen Kommunisten, die es in der Nazizeit geschafft hatten, sich aus Hitlerdeutschland in die UdSSR zu retten, wurden damals dort liquidiert. Zwei konträre Monster der KPD, Walter Ulbricht und Herbert Wehner, überlebten diese Höllen. Wir wissen inzwischen, wie.

Die Nachrichten über den Gulag waren ein Schock für Kommunisten in aller Welt. Und genau im Spätsommer dieses Schicksalsjahrs hat unser Brecht sich davongemacht in den Tod. Er war im allerbesten Sinne demoralisiert. Unser Menschheitsretter hatte seine Rolle als Weltweiser für die kommunistische Endlösung wahrscheinlich selber satt. Der erschöpfte Brecht wollte in das private Paradies auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in der Chausseestraße einziehen.

**S**einen Nachruhm hielt er für gesichert. Unser „großer Lehrer“ verkroch sich in seinen Plüschsarg aus sieben rostfreien Edelstahlplatten. Mit Heines Wort gesagt: Bert Brecht desertierte damals aus dem „Freiheitskrieg“ der Menschheit.

Der marxistisch-leninistische Lehrer hatte die historische Lektion gewiss tiefer begriffen als wir roten Greenhorns. Radikal, wie Brecht immer gewesen war, hätte grade er nun, mit dialektischer Tollkühnheit, aus der Partei, deren formales Mitglied er nie gewesen war, in aller Form und öffentlich austreten müssen. Wir, seine Schüler, hätten ihn gefeiert mit einem Zitat aus seinem eigenen „Galilei“-Stück: „So viel ist gewonnen, wenn nur einer aufsteht und NEIN sagt!“

Seine Trennung von der Bourgeoisie hatte Brecht Ende der Zwanzigerjahre knallhart durchgezogen, lange vor der Nazizeit. Sein zynisches Lehrstück „Die Maßnahme“ aus dem Jahr 1932 ist die abstoßende Wegmarke. Nun aber, am Ende der Stalinzeit, hätte Brecht zum zweiten Mal radikal brechen müssen. Und diesmal eben mit dem Kommunismus.

Brecht hätte ein tapferer, ein guter Renegat werden müssen, so wie etwa in den Dreißigerjahren seine kommunistischen Genossen Arthur Koestler und Manès Sperber, so wie eine Generation später auch sein Nachgeborener Wolf Biermann.

Tja – könnte ich jetzt im Nachhinein den Brecht rückwirkend ermutigen und verführen mit meinem Lied „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu“!! Aber damit hätte ich ihm wohl auch nicht nützlich werden können, denn genau das wusste er ja selber. Im amerikanischen Exil schrieb Brecht, das war 1942: „Sah, verjagt aus sieben Ländern / Sie die alte Narrheit treiben: / Jene lob ich, die sich ändern / Und dadurch sie selber bleiben.“

Er selber allerdings brach nicht mit seiner eigenen alten Narrheit. Es ist zum Lachen, zum Weinen sowieso.

**„Manche zertrümmerten die Ikone. Ich nicht. Brecht war keineswegs eine Kanaille der DDR-Diktatur.“**

**Wolf Biermann**



Ach! Wenn Brecht in seinem Todesjahr seinen zweiten Lebensbruch gewagt hätte! Was wäre dann aus uns Brechtianern geworden? Was aus seinem stärksten Schüler Heiner Müller? Was aus seinem schwächsten, dem parfümierten Salonkommunisten Peter Hacks? Was aus der tiefen Flachdenkerin Christa Wolf? Was aus dem ängstlichen Kraftprotzpoeten Volker Braun? Was aus der plebejischen Dichterin Helga M. Novak? Was aus meinem Herzensbruder, dem melancholischen Lyriker Günter Kunert? Und was aus mir?

Doch nun okkupierte mich eine Überlegung, für die mir bis jetzt vielleicht nur der Mut fehlte. Alles Palavern über Brecht: „er hätte lassen können“, „er hätte wollen sollen“, „er hätte tun können“, sie sind eitel und Haschen nach Wind: Unser verehrter Meister, der konnte den Bruch mit dem Kommunismus ja gar nicht wagen! Warum? Menschenskind! Brechen kann man nur mit einer Haltung, die man wirklich hat.

Ich hab also vielleicht etwas unerhört Neues selbst für Sie, lieber Werner Hecht: Unser Brecht, er war nie ein Kommunist. ■